

Sind Sie blond?
Sind Sie Idealist?
Dann lesen Sie die „Ostara“, Bücherei
der Blonden und Mannesrechtler!

Nr. 77

Rasse und Baukunst im Altertum und Mittelalter

von J. Lang-Liebenfels

Inhalt: Der nordisch-europäische Ursprung der vorgeschichtlichen Baukunst, der ingävonische und herminonische Rassen- und Kulturweg, Klima und Baustoff, die urarische Rundholz- und Geflecht-Architektur, das Dach, Bienenkorbhütte, Pfahlbau, Gabelholz- u. Verzapfungs-Verband, d. skandinavischen Stabkirchen, die Entwicklung d. ingävonischen Monumental-Steinarchitektur aus der Schiffskultur, d. Säulentempel — das gepfählte nordische Schiff, Pyramiden, Rampentürme, Labyrinth — Weiterbildungen der nordischen Walburgen, die Herminonen als Erfinder der Mörteltechnik, die Istävonen als Ausgestalter der Wölbetechnik, Blonde Arier als Schöpfer des ägyptischen, babylonischen u. griechischen Baustils, der Verfall der hohen Baukunst durch Rassenvermischung, Parallelen im Altertum und Mittelalter, die Romanik ein Höhepunkt arischer Rassen- und Stilschöpferkraft, mediterranoider Verfall in der Gotik.

Verlag der „Ostara“, Mödling-Wien, 1914
Auslieferung für den Buchhandel durch
Friedrich Schall in Wien.

Die „Ostara“ (gegründet 1905 und herausgegeben von J. Lanz-Liebenfels in Mödling-Wien) erscheint in beiläufig monatlichen Abständen. Jedes Heft enthält eine für sich abgeschlossene Abhandlung. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, oder die Leitung der „Ostara“, Mödling-Wien entgegen.

Die „Ostara“ ist die erste und einzige illustrierte arisch-aristokratische Schriftenammlung,

die in Wort und Bild den Nachweis erbringt, daß der blonde helbische Mensch der schöne, sittliche, adelige, idealistische, geniale und religiöse Mensch, der Schöpfer und Erhalter aller Wissenschaft, Kunst und Kultur und der Hauptträger der Gottheit ist. Alles Häßliche und Böse stammt von der Rassenvermischung her, der das Weib aus physiologischen Gründen mehr ergeben war und ist als der Mann. Die „Ostara“ ist daher in einer Zeit, die das Weibliche und Niederrassige sorgsam pflegt und die blonde helbische Menschenart rückwärtslos ausrötet, der Sammelpunkt aller vornehmen Schönheit, Wahrheit, Lebenszweck und Gott suchenden Ideallen geworden.

Bisher erschienene und noch vorrätige Hefte:

- | | |
|--|--|
| 27. Beschreibende Rassenkunde. | lichtheit und Göttlichkeit des höheren Menschen. |
| 28. Antlitz und Rasse, rassenkundl. Physiognomie. | 75. Die blonden als Träger und Opfer der technischen Kultur |
| 29. Allgemeine rassenkundliche Somatologie. | 76. Die Prostitution in Frauen- und mannesrechtlicher Beurteilung. |
| 70. Die blonden als Schöpfer der technischen Kultur. | 77. Rasse und Baukunst im Altertum und Mittelalter. |
| 73. Die blonden als Musik-Schöpfer. | |
| 74. Rassenmetaphysik od. d. Unsterb- | |

1 Heft: 40 S. — 35 Pf. 12 Hefte im Abonnement K. 4.50 = M. 4.—
Lieferung nur gegen Voreinsendung des Betrages (auch in Briefmarken).
Gratis-Probehefte werden nicht abgegeben!

Zuschriften, die beantwortet werden sollen, ist Rückporto beizulegen. Manuskripte höflichst abgelehnt! Besuche können nur nach vorheriger schriftlicher Anmeldung empfangen werden. Damenbesuche, wenn auch in Herrenbegleitung, grundsätzlich abgelehnt!

Baron O. W. v. Lasser, einer der feinsinnigsten und vornehmsten jetztlebenden deutschen Schriftsteller, ist durch andauernde Krankheit unverschuldet in große Not geraten. Wir bitten alle unsere guten Freunde, verehrten Leser und edlen wohlthätigen Menschen herzlich, einem so hochverdienten und durchaus vornehmen Manne wie Baron O. W. v. Lasser zu helfen. Das ist unsere Ehrenpflicht. Jede, auch die kleinste Gabe, wird dankbarst angenommen und ist direkt zu richten an: Baron O. W. v. Lasser, München, Augustenstraße 81/II.

Vorgeschichte und Ursprung der Baukunst.¹

Die heroisch-arische Rasse und mit ihr alle materielle und geistige Kultur hat sich auf zwei Wegen über die Erde verbreitet. Der erste Weg zur See geht west- und südwärts nach Amerika und anderseits um Europa und Afrika herum in das Mittelmeerbecken, nach Vorder- und weiter nach Südasien. Ich nenne diesen Weg nach dem Stamme den i n g ä v o n i s c h e n Weg, da ihn die seefahrenden alt- und neusteinzeitlichen ingävonsischen Nordvölker gewandert sind. Dieser Weg ist der ältere Weg und seine Kultur überall die älteste, in den untersten Schichten nachweisbare Kultur. Der zweite erst in der ausgehenden neueren Steinzeit und besonders in der Metallzeit betretene Weg ist der Landweg ost- und südostwärts durch Rußland nach Vorder- und Ostasien, oder durch Ungarn und den Balkan nach Südeuropa, Vorderasien und Nordafrika. Diesen zweiten Weg nenne ich entsprechend den Wandervölkern, die ihn betraten, den h e r m i n o n i s c h e n Weg. Diese Völker sind Rasse- und Wagenvölker und ihre Kultur und Kunst von Roß und Wagen technisch beeinflusst.²

Für den nordischen Ursprung der Baukunst legen im besonderen Zeugnis ab: 1. Das Schrifttum. 2. Klima und Baustoff. 3. Die Entwicklung der Stile selbst.

1. Das Schrifttum: Die Edda hat unter allen Literaturdenkmälern der Welt die größte prähistorische Tiefe. 2. Klima und Baustoff: Für den Menschen in den milderen südlichen Himmelsstrichen bestand und besteht heute noch nicht die Notwendigkeit, sich eine feste Wohnung

¹ Vgl. meine „Urgeschichte der Künste“ (pol.-anthr. Revue, Mai 1903). Ferner „Ostara“ Nr. 70: „Die blonden als Schöpfer der technischen Kultur“ und Nr. 75: „Die blonden als Träger und Opfer der technischen Kultur“.

² Eine auf rassengeschichtlicher Grundlage aufgebaute Kunstgeschichte gibt es noch nicht. Die „Ostara“ liefert dazu Beiträge und wird sie besonders in kommenden Heften noch liefern. Ausgangspunkte sind an erster Stelle die genialen bahnbrechenden Werke Pentas: „Herkunft der alten Völker Italiens und Griechenlands wie ihrer Kulturen“, 1907; „Über den Ursprung der vorgeschichtlichen Kultur Europas“, 1905; „Kultur und Rasse“, 1905; „Die alten Völker Westeuropas und Nordafrikas“, 1913/14. Sämtliche Werke Pentas sind am besten durch den Verlag N. G. Th. Schefter, Berlin-Steglitz, erhältlich. Wertvolles Material enthalten: Kießling, „Eine Wanderung im Poigreiche“, 1899; „Altägyptische Kreuz- und Querzüge“, Wien 1914; W. Pastor, „Der Zug von Norden“, 1906; „Altgermanische Monumentalkunst“, Leipzig 1910; Seefeldberg, „Die Frühmittelalterliche Kunst der german. Völker“, Bl. 1897; „Trojaburgen“, Glogau 1893; „Ihuistoland“, 1891; Schuchardt, „Hof, Burg und Stadt bei den alten Germanen und Griechen“ („Neue Jahrbücher“, Leipzig 1908); Laske, „Die vier Rundkirchen auf Bornholm“, Bl. 1902; Seefeldberg, „Die skandinavische Baukunst der ersten nordischen christlichen Jahrhunderte“, 1897; Alb. Haupt, „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen“, Leipzig 1912; Volkmann, „Die Germanen und die Renaissance in Italien“, Leipzig 1905; „Die Germanen in Frankreich“, Jena 1907; Ph. Stauff, „Münshäuser“, Verlag N. G. Th. Schefter, Berlin-Steglitz 1913. Die Grundzüge einer Rassen-Mythetik enthält das schöne Buch Harpfs, „Natur und Kunstschaffen, eine Schöpfungskunde“, Jena. 1910. Gute allgemeine Material-Sammlungen: E. Grosse, „Anfänge der Kunst“, 1894; Hoernes, „Urgeschichte der bildenden Künste“, Wien 1898; Much, „Die Heimat der Indogermanen“, 1902; Wiljer, „Die Germanen“, 1904; Hentschel, „Varuna“, Leipzig 1907.

zu schaffen. Auch Gebirgsland mit Höhlen kann nicht das Ursprungsgebiet der Baukunst sein, sondern nur die nordische Ebene, die den Urmenschen zwang, in einem freien Hochbau Schutz gegen die Nubilden der Witterung zu suchen. Alle diese Vorbedingungen treffen für den europäischen Norden und insbesondere für die westbaltische Urheimat des blonden heroischen Menschen zu, wenn man noch obendrein den Baustoff berücksichtigt. Der einfachste leicht formbare Baustoff ist das Holz. Nun aber bringen gerade nur die nordischen Klimate festes und gerades Bauholz hervor. Eben die Kälte ist es, die die nordische Vegetation zur Verholzung der Pflanzenschäfte und Pflanzentengel treibt und zwingt, der licht- und wärmespendenden Sonne in geradester, weil kürzester Richtung zuzustreben. Diese Notwendigkeit besteht in dem licht- und wärmeerfüllten Süden nicht. Die Pflanzen wachsen schneller und üppiger, aber Schäfte und Stengel bleiben schwammiger, verholzen weniger und nehmen daher mehr geschwungene und gebogene Form an, die eben als Bauhölzer nicht taugen. Die ältesten freien menschlichen Holzbauten dürften, dem tierischen Nest entsprechend, Rundbauten gewesen sein. Der Rundbau bekommt daher wegen seines höheren Alters später religiöse Weihe. Die kreisförmigen Grundrisse entsprachen dem Rundholz der altsteinzeitlichen Periode. Der Holzbau hing anfangs aufs engste mit der Flechttechnik zusammen, da der Verband von Rundholz mit Rundholz nur durch Geflechte und die Dichtung³ gleichfalls nur so zu bewerkstelligen war. Nun aber wissen wir, daß gerade im Norden die Flechtkunst zuerst zu ganz bedeutender Höhe entwickelt wurde und alle anderen Künste, so besonders die Weberei und Töpferei, tektonisch und noch mehr dekorativ beeinflusste. Das Flechtornament ist bis in die „Romanik“ hinein ein typisch nordisch-germanisches Motiv. 3. Die geschichtliche Baustil-Entwicklung, die selbst in der Steinarchitektur nie die Herkunft aus dem nordischen Holzbau und den Zusammenhang mit der nordischen Flechtkunst ganz verleugnen kann. Schon das für die Baukunst so wichtige Bauelement des Daches⁴ weist unverkennbar auf die Flechtkunst des Nordens hin und hat sich auch tatsächlich dort am frühesten und in der späteren Zeit am höchsten entwickelt. Das Dach aber macht erst einen Bau zur Menschenwohnung, nicht die Wand. Da ist es nun bezeichnend, daß die südlichen Baustile, selbst die konstruktiv klarsten, die Ausbildung des Daches zugunsten der Wand vernachlässigten. Die nordische prähistorische Kunst hat von diesem Standpunkte aus tektonisch ganz formvollendete Bauwerke schon in den sogenannten urarischen „Wienforbhütten“ geschaffen, wie sie uns durch die Hausurnenfunde und spätere antike Darstellungen, sowie auch durch die ganze Pfahlbaukultur mit genügender Klarheit bekannt und nachgewiesen worden sind.⁵ An den Pfahlbauten und der Flechttechnik lernte der nordische Mensch zuerst den Schiffbau und den konstruktiv so wichtigen Holzverband kennen und entwickeln. Der erste und primi-

ktivste Verband war das in die Astgabelung stehender Bäume horizontal gelegte und verschnürte Rundholz. Später ramnte man eigens abgehauene Gabelhölzer in den seichten Ufergrund und legte in die Gabelungen die Querhölzer ein. Die Gabelhölzer spielten daher in der Symbolik und Ornamentik⁶ der arischen Völker eine so wichtige Rolle. Ich erinnere nur an das T-Kreuz! Ja wir finden noch in ziemlich später Zeit, z. B. auf ägyptischen und assyrischen Darstellungen, die Gabelhölzer bei leichteren Holzbauten konstruktiv verwendet. Aus dem Gabelholzverband konnte sich dann in der Metallzeit zugleich mit dem Aufkommen des Stant- und Brettholzes logisch und organisch der heute noch übliche Verzäpfungsverband entwickeln. Man muß jedoch für die urälteste Zeit daran festhalten, daß bei Mangel des Stant- und Brettholzes, die Flechterei und die Rundformen noch stark auf die Baukonstruktion einwirkten, als die Urarier bereits zum Steinbau übergegangen waren. Die ältesten freistehenden nordischen steinernen Hochbauwohnungen, die Clocháns usw., sind infolge der Formstabilität noch ganz den aus Holz und Geflecht konstruierten urarischen Wienforbhütten nachgebildet. Aus den steinernen „Wienforbhütten“ entwickeln sich auf dem ingävonischen Kulturweg die „Talajots“, „Strudhi“ und „Muraghi“. Die Muraghi haben sich in der heroisch-arischen Urheimat noch in den Vornholmer Rundkirchen und — schon etwas abgeschwächt — in den romanischen Rundkapellen⁷ und den späteren künstlichen „Salvarienbergen“⁸ erhalten. Lasker⁹ sagt von dem alten Tempelorden, daß er wegen des gnostischen Sonnenkultus, für den die Rundkapellen typisch waren, aufgehoben wurde. Dies ist ein neuer Beweis, daß die alten Tempelherren ursprünglich nichts anderes als die Wahrer urarischen Weistums („Tempelweisen“) waren. Auf prähistorische Rundholz-Flechtbaukunst geht es zurück, daß das Gebiet der Höchstentwicklung des wundervoll schönen, sowohl konstruktiv als dekorativ ungemein vornehmen Fachwerkbauwerks Niederachsen ist, also die Umgebung der Urheimat der blonden heroischen Rasse.¹⁰

Aber auch der arial orientierte Langbau ist nordischen Ursprungs. Man ist vielfach und mit Recht der Meinung, daß die interessanten skandinavischen „Stabkirchen“, die durchaus aus Holz gebaut sind und in welchen, wie schon der Name sagt, der plumpe Valfen und die Rundholzsäule vorherrscht, die Weiterentwicklung, wenn nicht gar die Repräsentanten der urarischen Tempelbauten sind. Sie haben meist ein rechteckiges Langhaus, an welches sich eine halbrunde Chornische entsprechend der Apsis der romanischen Kirchen anschließt. Diese Apsiden waren der heilige Raum des Tempels und der Sitz für die Götter oder Priester. Das erklärt sich leicht durch die Stabilität der Formen. Die Rundkonstruktion

³ Z. B. „Zirkelmotiv“ am Grab des Theodorich, Fachwerkbauten!

⁷ Z. B. in Müdling bei Wien.

⁸ Z. B. in Maria Langendorf bei Wien.

⁹ „Die vier Rundkirchen auf Vornholm“, Bl. 1902, S. 123.

¹⁰ Die tiefere symbolische Bedeutung des deutschen Fachwerkbauwerks hat H. Stauff in seinem schönen reich illustrierten Buch „Rinnehäuser“ (Verlag v. G. Th. Schöner, Berlin-Steglitz) aufgedeckt.

¹ Vgl. „Wand“ von „winden“!

² Zunächst Laub-, Stroh- und Schilfbach.

³ Vgl. Schuchardts Bericht über die „Römerschanze“ bei Potsdam („Prähist. Btschr.“, Berlin 1909).

ist die ehrwürdiger, daher sakralere Form. Die Anregung zur axialen Gliederung haben die ingäbonischen Urarier offenbar vom Schiffsbau erhalten, der, so sonderbar es klingen mag, auch der Anregung, ja geradezu die Vorbedingung für die Entwicklung der megalithischen Steinarchitektur war. Die Baukunst der urarischen Ingeböner mußte eine Monumentalkunst sein, da die megalithischen Bauten ursprünglich neben kultischen auch den praktischen Zwecken dienen mußten, die heute die nächstern Leuchttürme oder Seemarken, die schon aus großer Entfernung gesehen werden müssen, erfüllen. Ebenso kann das Gefühl für axiale Symmetrie und rhythmische Bewegung ganz ungezwungen aus der Schiffahrt abgeleitet werden. Die Nuderer müssen axial streng symmetrisch sitzen und rhythmisch die Ruder bewegen. Die megalithischen Bauwerke zeigen daher ein immer mehr sich entwickelndes Verständnis für Stabilität und klare Grundrißanlage. Sie sind, nach den genialen Findungen Penk's verfolgt,¹¹ eigentlich nichts als ein Elementarkurs in der Baukunst, nur statt mit Bleistift auf Papier, mit Steinblöcken auf den Erdboden geübt. Sie waren das fruchtbarste Baukastenpiel der nordischen Menschheit. Der monumentale Zug, die gleichsam aufgestaute Wildniskraft ist allen ältesten Bauwerken auf dem ganzen Erdball gemeinsam: die alt-ariogermanischen „Hausberge“, „Walburgen“, „Ringwälle“, „Steinringe“ als die Urtypen in der nordischen Heimat der heldischen Rasse und die sich erst aus ihnen entwickelnden und zu erklärenden megalithischen Bauten, die ägyptischen Pyramiden, die mesopotamischen Mastentürme, dann an den Randgebieten die indischen, chinesischen und altamerikanischen Monumentalbauten, Pagoden und Tempel als die stilisierten späteren Nachbildungen der nordischen Ur- und Vorbilder. Die südlichen Labyrinth sind unverständliche, weil bereits entwickelte Bauformen, deren Ursprungsgebiet ebenfalls im Norden liegt. Denn sie gehen auf die nordisch heroischen Steinkreise, Cromlechs und Walburgen („Troja“-Burg) mit ihren Spiralaufgängen¹² und Spiralkensteinungen zurück und haben sich heute noch in christianisierter Form als Kalvarienberge mit labyrinthartigen Höhlen¹³ erhalten.

Aber noch mehr! Selbst die uns geläufige Form der Säulentempel der altorientalischen und antiken Baukunst werden uns erst aus der prähistorischen Ingebönerbaukunst verständlich. Die Tempel sind im Süden aus den gepflückten Schiffen hervorgegangen. Deswegen heißt bei den Griechen der Tempel naos, was mit nays = Schiff, Nau, Nachen zusammenhängt. Aus dem Schiffskörper entwickelt sich die „cella“ des griechischen, semitischen und ägyptischen Tempels, die Schiffspfähle entwickelt sich weiter zum Säulen-Umgang (Peristylon). Das Vorherrschende der Säulen in der Tempel-Architektur der Mesopotamier, Ägypter und antiken Völker ist der sicherste Beweis für den fremden und

¹¹ Vgl. die klassisch schöne Arbeit „Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten“ in Mitteil. der anthropol. Gesellsch. Wien 1900.

¹² Krause, Trojaburg, Bologna 1893.

¹³ B. W. Maria Lanzendorf bei Wien, der „Hörfelberg“ Tannhäuser, dessen Lehen Himberg und Leopoldsdorf ganz in der Nähe lagen.

nordischen Ursprung ihrer Bautechnik. Denn die Steinsäule ist bloß die Formstabilisierung des Rundholzes, wie denn überhaupt die ganze Steinarchitektur der Tempel noch zahlreiche Erinnerungen¹⁴ an eine ursprüngliche Schiffs- und Holzarchitektur aufweist. Für meine Ansicht bringt die Edda sogar einen literarischen Beweis, indem Donner jagt:

Derferkerweiber im Eiland der See überwand ich

Wölfinnen¹⁵ waren's ja, Weiber kaum,
Sie zerstückten mein Schiff, das auf Stäben ich stellte¹⁶

Sind die Ingeböner der Vorzeit die Schöpfer des konstruktiven Elements der Baukunst gewesen, so sind die Herminonen, deren erste Einwirkungen schon in historische Zeit fallen, entsprechend ihren Metallwerkzeugen gleichsam die Blätter und Dekorateur. Dies konnten und mußten sie sein, weil sie die Techniken des Metallgusses, der Töpferei und Webekunst ausgebildet hatten. Die Töpferei hing in prähistorischen Zeiten insofern mit der Baukunst zusammen, als sie die zwischen Rundholz und Geflecht noch immer klaffenden Lücken mit Ton abdichten mußte. Dem Ton entspricht im Steinbau der Mörtel. Es setzt also auch in dieser Hinsicht der Steinbau eine Rundholz- und Flechtarchitektur voraus. Mit Recht schreibt daher Wilh. Pastror:¹⁷ „Ist der Mörtel eine Erfindung des Eiddens? . . . Es ist behauptet worden. Die Ansicht wird indessen widerlegt durch eine genaue Untersuchung des Wölfsystems der Rundkirchen zu Vornholm . . . Wulstartig lagern die Granitmassen sich um die Säulen, durch riesige Mengen von Mörtel untereinander verbunden.“ Das ist eine Technik die offenbar noch ganz auf die von Lehm überzogenen Geflecht- und Rundholzwand oder Wölbung der „Bienenkorb“-Hütte zurückgeht. Diese Technik ist das ausgesprochene Mittelglied zwischen der einfach zyklischen Bauart und der mit scharfkantig zugehauenen Steinen¹⁸ arbeitenden des Keitschnittsystems. Hatten die Ingeböner ihre megalithischen Bauten ohne Mörtel gebaut („Kykloper-Bauten“), so bereicherten also die Herminonen die Baukunst durch die Anwendung des Mörtels und Ziegels. Es ist gerade für die herminonisch beeinflusste mesopotamische Baukunst typisch, daß sie den Ziegelbau,¹⁹ die Wandverkleidung und die von der Weberei herübergenommene Ornamente ausbildete.

Aus der Vereinigung der kyklopischen Bautechnik der Ingeböner und der Mörteltechnik der Herminonen ist die Bogen- und Gewölbetechnik entstanden, die in ihren Anfängen gewiß auf die bereits von den Ingeböner angewandte Technik der Scheingewölbe, d. i. der durch Vorkragung der

¹⁴ Die Voluten der jonischen Säule sind Erinnerungen an die Schiffsschnäbel. Das Wellen-Ornament, die Häufigkeit der den Wassergöttern geweihten alten Tempel!

¹⁵ = Tiermenschen, Zwerge und Pagu-Weibchen!

¹⁶ Harbardslidh.

¹⁷ Altgermanische Monumentalkunst, S. 112.

¹⁸ Die frühestens in der jüngeren Steinzeit oder älteren Metallzeit technisch möglich sind.

¹⁹ In der urarischen Heimat kommen häufig die „Brandwälle“ bei den „Hausbergen“ vor. Hausberg = Opfer-(hüntal!) Berg.

Steine bewirkten Wölbekunst zurückgeht. Ihre Wurzel ist in den nordischen Ganggräben zu suchen, wo wir diese „falschen Gewölbe“ am frühesten nachweisen können. Die Spannweiten waren anfangs naturgemäß gering. Je weiter nach Süden längs des „ingäbonischen“ Seeweges, desto kunstvoller werden diese bezeichnenderweise den Dienenkorbhütten nachgebildeten Gewölbebauten, die immer an Küsten oder auf Inseln liegen und einen Entwicklungstypus zeigen, aber die verschiedensten Namen, wie Clacháns, Talahots, Nuraghi²⁰ oder Truddhi führen. Ihr Endpunkt sind die Gewölbe der ägäischen Bauwerke. Obwohl sich schon in altägyptischen und altmesopotamischen Bauten, allerdings nur in geringem Umfange, echte Gewölbebauten nachweisen lassen, glaube ich doch, daß die Entwicklung dieses Bauelementes den Isthäbonen zuzuschreiben ist. Denn die Etrusker, die Penka wenigstens zum Teil von einem Alpen- (daher Pfahlbau-) Volk ableitet, haben den Bogen- und Gewölbebau zuerst und am konsequentesten ausgebildet.²¹ Die prähistorische Technik des in damaliger Zeit sehr unwirklichen und schwer zugänglichen zentralen, vorwiegend von Isthäbonen oder diesen nahestehenden primitivoiden Mischlingen bewohnten Europas hat einen zwitterhaften²² Charakter. Sie ist halb See-, halb Land-Technik. In der früheren Zeit merkt man, von der Meeresküste (also von Norden, Westen und Süden her) den Einfluß der ingäbonischen technischen Kultur. Erst später in der Bronzezeit, in der frühen Eisenzeit („Halstatt“-Kultur) und in der späteren Eisenzeit („La Tène“-Kultur) wird durch das Vordringen der Pferdefigur und des Wagens der stärker werdende Einfluß der östlichen herminonischen technischen Kultur charakteristisch. Die eigentümliche zwitterige technische Kultur des Isthäbonen wird am besten durch die Ausbildung der Pfahlbau-²³, der Terramaren-²⁴ und eben der Wölbekunst gekennzeichnet. Ihr vornehmster und größter Volkszweig, die Römer, waren daher berufen, die ersten Gewölbe-, Straßen- und Brückentechniker zu werden. Es ist kein Zufall, daß bei den Römern der höchste Priester „pontifex“, d. i. Brückenbauermeister, hieß.

Die Baukunst der alten Zeit.

Der direkte Abkömmling vorgeschichtlicher Ingäbonen-Baukunst ist die besonders von Schliemann und Evans erschlossene und durchforschte mykenische oder besser ägäische Architektur. Für den ingäbonischen Ursprung der ägäischen Baukunst spricht zunächst die örtliche Lage der Denkmäler, die in der Nähe des Meeres, entweder auf Inseln, Halb-

²⁰ Nissardi, contributo per lo studio dei nuraghi, Rom 1904, Bezzenberger in Zeitschrift für Ethnologie, 1907.

²¹ Freiherr Voeler v. Ravensburg, Grundriß der Kunstgeschichte, Bl. 1894, S. 86 ff.

²² Vgl. Isthvo=Iwisto=Zwitter, Gabelholz.

²³ Der Pfahlbau beruht auf einer weiter ausgebildeten Gabelholz-Technik, der Brücken- (und Straßen-) Bau ganz organisch auf der Pfahlbautechnik.

²⁴ D. i. Pfahlbauten über trockenem Boden, die typisch für das in den isthäbonischen Kulturkreis fallende Oberitalien sind.

inseln oder an der Küste liegen,¹ also lediglich eine organische Fortsetzung der Baukunst der heroisch-ärischen Megalithiker sind. Als die Gründer und Träger der ägäischen Kultur gelten die Karer,² die offenbar eine jener aus dem Norden durch die Meerenge von Gibraltar wandernden seefahrenden nordisch-heroischen Gefolgskasten waren. Schon ihre Tracht mit den gehörnten Helmen mutet auf den ersten Anblick nordisch an. Was wir aus ägyptischen Quellen über sie wissen, bestätigt die Annahme, daß wir ein tollkühnes nordisches Seeräubervolk, eine Art Vorläufer der späteren Normannen, vor uns haben. Noch klarer wird der Zusammenhang dieser Kunst mit dem Norden durch eine Betrachtung ihrer konstruktiven und dekorativen Eigenheiten. Der ägäische Stil ist in dieser Beziehung auch eine logische Weiterentwicklung des nordischen Holzbau-Stils. Die Säulen sind wie Holzsäulen gestaltet, der Schaft sogar mit Ritzackmustern und Spiralornamenten, wie sie für den ariogermanischen europäischen Norden typisch sind, geschmückt. Die Steinarchitektur hinwiederum knüpft folgerichtig an die Steinarchitektur der Nuraghi an. Willy Pastor hat aufmerksam gemacht, daß die sich an der Basis verjüngende ägäische Steinsäule — ein architektonisches Unikum — sich nur aus der ähnlich gestalteten Spindelsäule der Nuraghi und nordischen Rundbauten herleiten lasse. Denselben Ursprung haben die Scheinwölbungen, die durch Vorkragung der Steine hergestellt werden.³ Dazu kommt noch die mörtellose „Kyklopen-Mauer“-Technik. Selbst in den der modernen ariologischen Bewegung völlig ferne stehenden Gelehrtenkreisen wendet man der ägäischen Kunst ein immer lebhafter werdendes Interesse zu und lernt allmählich ihren ungeheuren schöpferischen Einfluß würdigen. Zum Beweise führen ich eine Stelle aus dem mit anerkennenswerter Objektivität geschriebenen Buche „Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst“ von Dr. Cohn-Wiener⁴ an, die — wie alle in unserer Abhandlung daraus angeführten Stellen — um so schwerer ins Gewicht fällt, als man dem Verfasser nicht eine „ariologische“ Beeinflussung vorwerfen kann. Cohn-Wiener schreibt wörtlich: „In Malerei und Goldschmiedekunst, in Elfenbeinplastik und Steinschnitt gibt die Kunst des ägäischen Meeres, Tiere und Menschen in den kompliziertesten Bewegungen, schafft sie die zartesten, feinlinigsten Ornamente und beherrscht dabei in der Architektur ebenso wie in Malerei und Plastik das Technische vollkommen . . . Diese künstlerische Gestaltungskraft . . . hat damals die ganze Welt befruchtet bis nach Spanien hin und ins vorisraelitische Sanaan.“⁵

Der ägäische Baustil wurde, wie die ganze Kultur dieser Zeit zum Schluß — wie immer — zu dekorativ und zwecklos, reine Form- und

¹ Vgl. Knossos auf Kreta, Tiryns und Mykenae auf dem Festland.

² Schon allein dieses Wort, das aus der Wortreihe für „Stein“ (q. r) abgeleitet ist, weist auf das hohe Alter dieses Volkes und seiner Kultur hin: Nachweise in „Ostara“ Nr. 52: „Protolinguistik“.

³ Bekanntestes Muster: das „Schiffgewölbe des Kreuz“.

⁴ Verlag W. G. Teubner, Leipzig 1910.

⁵ Birkh 1800 vor Christus.

⁶ l. c. I. 15.

Schmuckkunst, offenbar infolge des allmählichen Untergehens der blonden heroischen Herrenschichte im Tiermenschen- und Mittelältertum. Da kam um 1200 von Norden her eine neue ariogermanische Völkervelle und zwar von einem Rosse- und Wagenvolke, also herminonischen Stammes, die *Dorier*, die sofort in der Bildung eines neuen Stiles, des dorischen Stiles, ihre ungebrochene künstlerische Schöpferkraft betätigten. Sie benutzten zwar die vorgefundenen Reste der früheren Stile, aber sie brachten wieder Sachlichkeit und Zweck in die Formen und schufen einen Stil von vollendeter Schönheit als ein Spiegelbild ihrer eigenen rassigen Vollkommenheit in körperlicher und geistiger Beziehung. Auch beim dorischen Stil wird der Zusammenhang mit einem nordischen Holzbaustil durch die Säulen und vor allem durch den Fries erwiesen. Denn die Metopen und „Triglyphen“ sind lediglich die in Stein übersekte, konventionell geformten Balkenköpfe der die Umfassungswand durchdringenden Holzdecke. Im Heraion in Olympia kann man sogar feststellen, wie die alten hölzernen Säulen allmählich durch Steinsäulen ersetzt wurden. Bei den alten Holztempeln waren die der Witterung besonders ausgefetzten Krokotrien aus Ton hergestellt, ein Gebrauch, der sich auch später noch infolge der Formstabilität bei den Steintempeln erhielt.⁹ Sogar ganz mittelalterliche anmutende Wappenbilder trifft man auf den Schildern der Kriegerfiguren in den alten Vasenbildern an.

Es ist nur rassenhaft zu erklären, wenn der schöne, harmonische dorische Baustil während der Vorherrschaft der Spartaner der Stil des Hellenenlandes war und mit dem Aufstieg der bereits stark mediterranisierten Athener dem schon mehr dem Schmuckstil zuneigenden, einen gewissen Höhepunkt markierenden *jonischen* Stile weichen mußte. Die weitere und völlige Mediterranisierung findet ihren baukünstlerischen Ausdruck in dem üppigen rein dekorativen „*Korinthischen Stil*“. Es ist bedeutsam, daß der jonische und korinthische Stil sich immer mehr durchringen, je inniger und lebhafter der Verkehr, der wirtschaftliche und damit auch der geschlechtliche und rassige, — der Griechen mit den fast rein mediterranen Völkern Vorderasiens wird.

Genau denselben Weg wie die griechische Baukunst geht dann später die *römische Baukunst*, nur mit dem Unterschied, daß hier der Verfall viel rascher vor sich ging, da die Römer bei der Eroberung ihres Mittelmeer-Großreiches bereits auf die aus Rassenmischung hervorge wachsenen Universalkultur und den ihr entsprechenden Misch- und Verfalls-Baustil¹⁰ stießen.

⁹ Bestialität mit den „*Ubumu*“, „*Befa*“ und „*Bagu*“-Menschen wurde in großem Stile teils als religiöser Kult, teils als ungemein einträgliches Geschäft — besonders von den Phöniziern — betrieben. Nachweise in meinen „*Bibel-Dokumenten*“, Verlag P. Bittmann, Berlin-Lichterfelde. Aus dieser Tatsache heraus erklärt sich das ungemein häufige Vorkommen von Zwerg-, Ricker- und „*Fabel*“-Wesen-Gestalten und die Obszönitäten in der Ornamentik der alten Stile, die übrigens bis in die Romanik und Gotik fortbauert. In letzteren Stilen aber bereits verstedt und an unauffälligen, nur dem „*Wissenden*“ bekannten Stellen.

¹⁰ Cohn-Wiener, l. c. S. 28.

¹¹ Bezeichnenderweise „*Composit-Stil*“ auch *römisch-hellenistischer Stil* genannt.

Wir haben in dem ägyptischen, dorischen, jonischen, korinthischen und römisch-hellenistischen Baustil den Hauptast der Stilentwicklung verfolgt, an den sich unter neuerlichem heroisch-ariischen Massen-Einflusse neue Triebe ansetzen sollten. Wir wollen nun kurz die Seitenäste dieser Entwicklung, die *ägyptische* und *mesopotamische* Baukunst betrachten. Die rätselhafte ägyptische Pyramide ist der Abschluß der aus dem Norden stammenden ingäbonischen Architekturbewegung: das mit einem geometrisch stilisierten, also bereits dekorativ wirkenden, Hügel gedeckte nordische Ganggrab.¹⁰ Anders läßt sich dieses Sphinx-Mästel der Baukunst weder seiner Form, noch seinem Zwecke nach verstehen. Die ägyptische Baukunst entwickelt sich nicht nach aufwärts, sondern kontinuierlich nach abwärts. Dem Lande fehlte eben der Impuls neuen frischen nordischen Massenblutes. „Die Kulagen des alten Reiches stehen nicht nur technisch, sondern auch künstlerisch bereits auf einer hohen Stufe der Entwicklung und ihre Wurzeln greifen in prähistorische Zeiten zurück.“¹¹ Gerade die Säulen des ägyptischen Baustiles des alten Reiches zeigen in ihren Formen ihre Abkunft vom Holzbau und Flechtwerk noch völlig klar an. Der Säulenschaft besteht häufig aus vier Papyrusstengeln die unter dem Kapitäl mit einem Baststreifen zusammengebunden sind. Das Kapitäl selbst stellt Blumendolden dar. Im auffallendsten Gegensatz zu der Ursprünglichkeit der altägyptischen Kunst ist die spätägyptische Kunst formalistisch erstarrt, eine reine Dekorationskunst geworden, so wie jede Verfallskunst. Mit dem Untergange der letzten Reste heroisch-ariischen Blutes in dem mediterranoiden, negroiden und veräfften spät-ägyptischen Fellaudentum erlahmt alle baukünstlerische Schöpferkunst und verdorrt zur Mumie.

Ein ganz ähnliches Bild gewährt die geschichtliche Entwicklung der *mesopotamischen*, *indischen* und *chinesischen* Baukunst, nur mit dem Unterschiede, daß die Träger der älteren Hochkunst herminonische Arier, also Rosse-, Wagen- und Metallvölker, mit entwickelter Technik der Keramik, der Weberei und des Kaut- und Brettholz-Stiles waren, und Rasse und Stil im Mongoloidentum verebben. Die mesopotamische Baukunst leiten ähnlich den ägyptischen Pyramiden, die kolossalen Ziegelbauten der Rampentürme und Mauern ein. Die Rampentürme der Babylonier sind an sich unverständlich, sie werden es aber, sobald man ihre Ur- und Ausgangsformen, die nordischen Walburgen mit ihren Spiraltampen heranzieht. Die ganze gewaltige Ziegelarchitektur wird verständlich, wenn man eben berücksichtigt, daß die Schöpfer dieser Baukunst die in der Töpferei erfahrenen Herminonen waren. Ebenso läßt es sich daraus erklären, daß in Mesopotamien der Kuppel- und Gewölbebau mehr ausgebildet wurden.¹² Die Assyrer und die — *damales!* — rassenhaft noch höher stehenden Perser, verbinden diese Ziegelbaukunst mit Steinbaukunst und kombinieren sie sehr geschickt mit der Holzbaukunst. Besonders typische Übertragungen der altarischen Holz-

¹⁰ Vgl. „*Urgeschichte der Künste*“, in *pol.-anthr. Revue*, Berlin-Steglitz, Mai 1903. Dann in W. Pastor, *altgerm. Monumentalkunst*, S. 50 ff.

¹¹ Cohn-Wiener, *Entwicklungsgeschichte der Stile*, Leipzig 1910, S. 5.

¹² Freiherr Goeler v. Ravensburg, l. c. S. 17.

baufunft auf die Steinbaufunft finden sich an den Iydifchen, phrygifchen und lycifchen Grabdenkmälern.¹² In der Ornamentik verleugnen die mefopotamifchen, kleinafiatifchen und iranifchen Stile den nordifch herminonifchen Urfprung nicht. Das edige Ornament (Mäander ufw.) der teppichartige Flächenfchmuck („Dipylonftil“), geht auf die entwicfelte herminonifche Webtechnik zurück. Von Roß und Wagen her kommen die perfifchen Pferddekopfkapitäler, das Rosetten (Rad, Sonnen)-Motiv, und die zuerft bei den Affyrern nachgewiefene Ausgeftaltung der Fenster, wozu wohl die Fenster in den Plachen der nordifchen Wanderfarren die erfte und überhaupt die Flechtkunft Anregung abgaben.

Der Mongole ift ein kindifcher Menfch. Seine hervorftechendften Charakterzüge find: Kleinlichkeit, Nachahmungsfucht, Eigennuß und ftarre Verbohrtheit („Dick“- oder „Querköpfigkeit“). Die zentralafiatifche und chinefifche Kunst möchte ich eine in Breifchädlichkeit erftarrte herminonifche Wagen- und teppichartige Flächenkunft nennen. Alles ift konventionell abgeriffenes, hunderttaufendmal imitiertes und daher zum Schluß ganz verballhorntes Geifchnörkel, Sadern- und Papierfchmuckwerk, der monumental-kleinliche Ausdruck mongoloider Armseligkeit und dummschlauer Veriffenheit, die zu gleicher Zeit imponieren und nebenbei „verdienen“ will. Südafien und Japan ift wie Alt-Amerika teihweise mediterran und ingävonifch beeinflufst, weßwegen befonders in Indien und Zentralamerika fich ein dem neuzeitlichen Barockftil verblüffend ähnlicher üppiger Dekorationsftil entwiceln konnte. Bezeichnend ift, daß fich diefe beiden Barockstile auf derfelben Raffenunterlage — heroid-mediterran mit beginnenden mongoloiden Einwirkungen — aufbauen und fo den engen inneren Zusammenhang zwifchen Raffe und Bauftil in geradezu draftifcher Weife beurfunden.

Die Baufunft der mittleren Zeit.

Die altchriftliche Architektur ift, folange das Chriftentum vorwiegend die Religion des römifchen Weltreich-Mifchmafches war, nur eine armfelige immer mehr verfallende helleniftifch-römifche Kunst. Ein neuer frifcher Geift kommt in fie erft, als die Germanen fich dem Chriftentum zu-neigten. Die oftgotifche und longobardifche Herrfchaft in Italien blieb nicht ohne Einwirkung auf die Entwiclung des Bauftils, ja viele dunkle, bisher ungelöfte Fragen des altchriftlichen Bauftils (befonders der „Bafiliken“) laffen fich eben nur durch germanifche Einflüffe erklären. So in erfter Linie die den ganzen Stil bedingende Säulenftellung im Inneren, ftatt wie in den früheren füdlichen Bauten im Äußeren. Diefe Entwiclung der Innenarchitektur konnte doch nur von einer Raffe ausgehen, die fich mehr im Inneren der Wohnungen aufhält, alfo nur von der nordifchen Raffe. Ein zweites konftruktives Motiv ift die nordifche altariifche Dienftorbhütte, welche in Stein ftilifziert in den ravenatijchen Zentralbauten und dem Grabe Theodorichs wieder auftaucht. In der Dekoration zeigten fich germanifcher Einfluß in der

¹² Vgl. Freiherr Goeler, I. c. S. 28 ff.

Entwiclung des Würfel- und Trapez-Flechtkapitäls, der Rundbogenfriefe (vgl. das „Zirkelornament“ vom Grabe des Theodorichs), in den Flecht-, Wand-, Ranken- und Tierornament, und in dem fich der Architektur unterordnenden Flächenfchmuck.

Der byzantinifche Stil ift raffenhaft ganz ähnlich — nur in kleinerem Maßftabe — ebenfo als ein im Mongolismus verdorrender Seitenast des fich weiterentwicelnden Hauptftes zu erklären, wie die zentral- und füdafiatifche Baufunft. In diefer Zeit haben wir auch für den im Mediterranifmus verdorrenden Seitenast der altägyptifchen Kunst in dem „maurifchen“ Stil ein frappantes Analogon. Alle diefe parallelen Stilentwiclungen find mit parallelen Raffenmifchungen verbunden, richtiger: durch fie hervorgerufen. Sowohl der byzantinifche als der maurifche Stil fchufen anfangs ganz Beachtenswertes, eben weil beide von Zeit zu Zeit Auffrifchung durch Ost- und Westgotenblut, fpäter durch die Kreuzfahrer bekamen. Als diefe Blutzufuhr aufhörte, hörte auch jede baukünftlerifche Entwiclung diefer Stile auf. Die lebendige, zukunftsreiche Stilentwiclung ging von der dauernd von heroifch-arifchem Blut gefpeisten frühchriftlich-abendländifchen Baufunft aus. „So hat diefe frühchriftliche Epoche wieder zweckvolle klare Architekturanlagen gefchaffen, nachdem Jahrhunderte hindurch das Bauwerk den Ausdruck der Form hatte überwuchern dürfen, Bauten von vollkommener Sachlichkeit in der Anlage des Ganzen, fowohl wie in der Form der Teile. Die Grundlagen für einen vollkommen klaren Architekturftil, wie der dorifche es war, find wiedergegeben. Und wenn auch zunächft der antike Zentralbau der Bafilikaform die Herrfchaft ftreitig macht, fo ift es doch die Klarheit ihrer Anlage, der die Zukunft gehört. Der „romanifche“ Bauftil in Deutfchland hat aus ihr die Erfüllung aller architektonifchen Forderungen gefchaffen.“² Worin der „romanifche“ Stil noch über den dorifchen Stil hinausging und wodurch er fich als typifch nordifcher und daher heroifch-arifcher Stil zu erkennen gibt, find: Die Ausgeftaltung der Dach- und Gewölbefonftruktion zur höchften Vollendung und die Anwendung der Flechtornamentik. Was den romanifchen Stil vor allen anderen hiftorifchen Stilen ferners auszeichnet, ift feine geradezu überquellende Schöpferkraft, fo gleichfam das letzte alle Begriffe überftei-gende Aufplackern heldifcher Schaffensfreude fymbolifierend. Trotz aller Harmonie und gefchmäßiger herber Strenge der Gefamtarchitektur, zeigen die Details wie die Friefe, die Lifenen und die Kapitälchen einen erftaunlichen Reichthum der Abwechslung. Kein Kapitäl gleicht dem anderen. Jedes ift neu erfunden, neu und originell in den Formen. Es langweilt den Arier, hundertmal daffelbe zu jagen. Es ift raffenhaft begründet, daß die höchste Blüte der Baufunft der Vergangenheit mit der letzten heroifch-arifchen Hegemonie-Epoche zufammenfällt. Damals war eben in Europa zum letztenmal ein arifokratiifches Zeitalter. Damals erreichte die Religion im arioniftifchen Chriftentum ihren Höhepunkt, die großen

¹ Der eigentlich wieder auf die nordifche Dienftorbhütte zurückgeht!

² Cohn-Wiener, I. c. S. 72.

³ Diefer höchft unglückliche Fachausdruck läßt fich leider vorderrhand durch einen anderen nicht erfegen.

Ordensmänner Bernhard, Norbert und Bruno, alle aus edlen arischen Geschlechtern, schufen gegen die üppige ausschweifende Lebensweise und die verrotteten wirtschaftlichen Verhältnisse die großen alten Orden der Zisterzienser, Prämonstratenser und Kartäuser, die die Krier wieder zur Aderscholle und zur Verinnerlichung zurückriefen. Damals erreichte die Musik in der geistlichen Hymnik, die Poesie in der echt heldischen Epik, die Malerei und Plastik in ihren stillen, großen, doch bescheiden sich der Architektur und dem religiösen Geist der Zeit unterordnenden Formen und die Politik in der Eroberung des näheren Orients durch die Kreuzfahrer, Höhepunkte der materiellen und geistigen heroisch-arischen Kultur, die uns heute trotz unserer technischen Hilfsmittel unerreichbar erscheinen. Der romanische Stil erlangte bezeichnenderweise am frühesten seine höchste Vollendung in — Niedersachsen, also in einer zu der damaligen Zeit und zum Teil auch heute noch sehr heroischen Landschaft. Um mit meiner Schwärmerie für die „Romanik“ nicht in den Verdacht der Überschwenglichkeit zu kommen, führe ich wieder eine besonders überzeugende Stelle aus dem gewiß unbefluchten Buch Cohn-Wiener's an: „Wir haben in der romanischen Kirche den edelsten Organismus zu sehen, der seit dem dorischen Tempel in der bildenden Kunst geschaffen worden ist. . . Der romanische Stil ist ehrlich bis zur vollsten Zweckschönheit.“

Der Ursprung des gotischen Baustils ist Nordfrankreich. Die Gotik zerfällt in drei nicht ganz gleichwertige Abschnitte der Entwicklung: 1. den frühgotischen, bisweilen auch „Übergangs“-Stil genannt, 2. die Hochgotik, 3. die Spätgotik. Ich fasse den frühgotischen Stil als einen dekorativ weitergebildeten „romanischen“ Stil auf, und er ist noch als ein heroischer Stil zu bezeichnen. Die Hochgotik dagegen, die mit ihrem Vertikalismus und ihrem tüftlerischen Stützen-, Pfeilerbündel- und Maßwerkssystem die Zweckkunst völlig verdrängt, die Wand zerlegt, überall auf Plastik und Effekt hinarbeitet, ist bereits eine Übertreibung heroischer Kunstschöpfung und gibt sich dadurch als ein auf mediterranen Einfluß zurückgehender Massenmisch- und beginnender Verfallstil zu erkennen. Die Stilentwicklung findet ihre Parallele in der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklung. Das Ende der Kreuzzugperiode fällt mit dem Siege des römischen Papsttums und somit mit dem Siege des Mediterranismus zusammen. Die mediterranoiden Araber treten durch die italienischen Seestädte Venedig, Genua und Pisa und nicht minder auf Sizilien und Spanien mit Franzosen, Italienern und Deutschen in lebhaftere wirtschaftliche und geistige Wechselbeziehung. Das friische heroische Mut der Kreuzfahrer züchtet die vorderasiatischen, nordafrikanischen, spanischen, sizilischen und griechischen Völker auf und gibt ihnen in Kunst, Wissenschaft und Politik positive Impulse. Das Gegenteil tritt in den heroischen Stammländern, Nordfrankreich und Deutschland ein. Dort beginnt das allmähliche Aufsteigen der mediterranen Massenelemente, besonders von den Städten aus. Das

⁴ Cohn-Wiener, l. c. S. 81.

Zudentum findet dort einen starken Rückhalt. Während die „romanische“ und frühgotische Übergangskunst noch geistlichen und ritterlichen, also heroischen Massenursprungs war, wird die Hochgotik bereits eine ausgesprochen städtisch bürgerliche Kunst. Die Hochgotik ist — man wird dies vielleicht überraschend finden — doch nichts anderes als die Versteinernung der gleichzeitigen Scholastik und diese ist mit ihrem schwabhaften Medeschwulst, ihrer sinnlosen Wortdrescherei und Wortverdreherei eine typisch mediterraniische Schöpfung, ebenso wie die schwärmerische, ausschweifende ins Uferlose und Angebändigte strebende spätere Mystik. Die immer komplizierter werdende Auszirkelung der polygonalen Grundrisse, der Maßwerke, der „Fialen“, „Wimperge“ und „Strabben“, der pathetische vertikale Überschwang sind typisch mediterran. Man wird mir dagegen einwenden: 1. die französische und deutsche Gotik sei doch auch ein schöner Stil, 2. müßte, wenn meine Ansicht die richtige wäre, in den südlicheren mediterranen Ländern, also z. B. in Italien, der Ausgang der Gotik zu suchen sein. Zu 1 bemerke ich: Auch ich finde besonders die französische und deutsche Früh- und Hochgotik mit Einschränkungen schön. Denn sie ist gewiß nicht rein mediterranes, sondern eben heroid-mediterranes Werk. Aber immerhin muß der „romanische“ Stil als der heroischere und edlere bezeichnet werden. Ich gebe überdies zu, daß es Geschmackssache ist, für den frühgotischen Übergangstil zu schwärmen. Ich persönlich habe für manche frühgotische Bauten, gerade wegen ihrer die Herbeheit des reinen romanischen Baustiles mildernden Schmuckfreudigkeit eine besondere Vorliebe. Zu 2: In der Tat ist das typische Element des gotischen Stils, der Spitzbogen, am frühesten an den arabischen und maurischen Bauten, also auf mediterranem Gebiet nachzuweisen. Dabei muß man festhalten, daß der Spitzbogen nicht, wie man vielfach irrtümlicherweise annimmt, aus einer konstruktiven Notwendigkeit hervorging. Er ist ursprünglich ein reines Schmuckmotiv, das aus der zur Übertreibung neigenden mediterranoiden Massenpsychik zu erklären ist. Beweis: die „gestelzten“ Rundbögen, die „Sufeisenbögen“, die „Eiselsrüden“, die Stalaktitengewölbe der maurisch-arabischen Bauten. Und gerade der rein dekorative Zug, die Unsachlichkeit und Zwecklosigkeit zeichnen die italienische Gotik aus. Die Nebensachen des gotischen Stils, Wimperge und Fialen werden hier zur Hauptsache. Mit der Zunahme des mediterranen Einflusses in Frankreich und Deutschland nähern sich die Bauformen im ganzen und einzelnen in geradezu verblüffender Weise den südlicheren mediterranen Formen. Die Spätgotik zerlegt das Gewölbe durch ein wirres Rippennetz, selbst die Rippe und die kapitallosen Pfeiler werden in unzählige unentwirrbare Profildünne aufgelöst, das Maßwerk wird wirr und kraus (Fischblasen) und der Spitzbogen zum Eiselsrüden verballhornt. Fialen, Wimperge und Strabben verkrusten von außen alle klaren Formen. Schematische Nüchternheit zeigt bereits mongoloide Einflüsse an. Die Gotik ist ebenso ein dekorativer Stil wie die Parode. „Dat doch (die Parode) unzählige romanische Kirchen in ihren Geschmack (von

⁵ Noch mehr die sizilische und spanische — also rein mediterranoiden — Gotik.

außen) umzugestalten für nötig befunden, da sie ihr kahl und nüchtern erschienen, aber keine einzige gotische.“ Das war offenbar seiner Rasseninstinkt, der in der Gotik blutsverwandte Schöpfer witterte. Eine Gegenprobe liefert die englische und die norddeutsche Backstein-Gotik. Die heroiden Engländer haben z. B. den gotischen Stil bezeichnenderweise als einen ihnen rassenfremden Stil nie recht verarbeiten können. Auf mich hat die englische Gotik immer den Eindruck eines gotisch deforierten Wiedermeierstils gemacht. Ähnlich belohnt die norddeutsche Backstein-Gotik (besonders von den Deutschrittern und Bisterziensern gepflegt) das Konstruktive und hält in der Dekoration strengstes Maß.

Ostara-Post (abgeschlossen am 15. Juni 1914).

Ich und meine fünf Jungen, Tagebuchblätter von **Ferdinand Wüttner**, Verlag Alexander Dinter, Weimar 1914, Mt. 3.— „Ich und meine fünf Jungen“, von dem Verfasser den Manen Ludwig Voltmanns gewidmet, nimmt in der gewiß nicht mageren pädagogischen Romanliteratur einen ganz hervorragenden Platz an. Schon die Widmung allein deutet an, welschen Zielen Wüttner zustrebt. Er gründet ein ganz im arischen Rassengeist eingerichtetes Erziehheim „Neues Leben“, in welchem nur Rassenarier Aufnahme finden, um allen anderrassigen Einflüssen entzogen zu sein. Wüttner hat mit dem Scharfblick des ernststen Forschers und des wahren Künstlers den Urgrund der Schäden und der Erfolglosigkeit des modernen, eben der Rassenvermischung und dem Tschandalentum dienenden Unterrichts- und Erziehungssystems aufgedeckt und uns gezeigt, wie es angepackt werden müsse, wenn wir Wandel schaffen und die arische Idee in Pragis, lebendiges Leben, in neue arische Menschen umsetzen wollen.

Die hohe und edle Tendenz des ganzen Buches wird durch die feine künstlerische Form, die der Verfasser seinen Ideen und Absichten zu geben versteht, in harmonischster Weise ergänzt. Eine stille, bescheidene Bornehmheit durchweht das Werk und wirkt umso nachhaltiger und tiefer auf den Leser.

Die Photographie des Gedankens von **Friedrich Feerhows**. Verlag von Max Utzmann, 1913 Mt. 1.50. — Bei mediummächigen Versuchen ist es von größter Wichtigkeit, ihre Realität auch exakt nachzuweisen. Die Mühseligkeit der Experimente, die Produkte unserer Gehirntätigkeit — die Gedanken — als reale Dinge zu behandeln, sie mit Hilfe der photographischen Platte — also chemisch nachzuweisen, ist der Inhalt des genialen Schriftchens. Fr. Rainald.

Wie es gemacht wird! Die Technik schwindelhafter Psychophänomene von **Friedrich Feerhows**. Verlag „Brandler-Pracht“, Berlin. Mt. 1.50. Die ersten, auf wissenschaftlicher Basis arbeitenden Okkultisten, Spiritisten und Astrologen gewinnen von Tag zu Tag an Terrain, was ihnen bisher infolge der ungeheuren Schwindeleien vieler Ausbeuter in der Weise erschwert wurde als der zweifelnde Laie aus den Vorführungen und Wackenschäften dieser Schwindler irrefeleitet wurde. Der Verfasser gibt den Interessenten in seinem Werklein ganz vorzügliche Weisungen, die ihm, ob echt oder unecht, zu unterscheiden lehren. Fr. Rainald.

Die Heilkräfte des Logos von **Peryt Shou**, Verlag „Brandler-Pracht“, Berlin. Mt. 1.50. — Die Logoslehre ist die wichtigste Ergänzung der wissenschaftlichen Medizin, der sogenannten Psycho-Therapie und des magnetischen Heilverfahrens. Die wunderbaren Kräfte, die der Mensch latent in sich selbst trägt, müssen nur geweckt werden, welche Aufgabe der Autor durch die belehrenden und aufklärenden Ausführungen bei einem Großteil seiner Leser in anregender Weise zu lösen hilft. Fr. Rainald.

* Cohn-Wiener, I. c. II, S. 43.

Amadis 1. Teil, Königskinder, von **Graf Arthur Gobineau**. Verlag E. Matthes, Leipzig, Mt. 3.00. Freunde des berühmten Verfassers veröffentlichten das nachgelassene Meisterwerk Amadis, dessen erster von drei Teilen uns vorliegt. Graf Gobineau hat in dieses Buch seine urinnersten Lebensgefühle, seine rassenethischen Anschauungen und Ideale in einer Art hineingegossen, wie wir sie köstlicher und überzeugungstreuer in der Weltliteratur kaum wiederfinden. Amadis ist das hohe Lied der weißen arischen Rasse und wird jedem rassenverwandten Leser tiefwurzelnnde Eindrücke verschaffen. Der Band ist mit einer Vorrede der Gräfin La Tour eingeleitet, welche in prägnantester Form Aufschluß über das Leben und Streben des erlauchten Geistes des letzten Sprosses eines adeligen Wikingergeschlechtes erteilt. Vorzüglich zu loben ist ebenso die klassische Übersehung des jungen Dichters M. O. Johannes als auch die geschmackvolle Aufmachung des Wertes. Fr. Rainald.

Die Zwillingbrüder, Sport-Lustspiel in zwei Aufzügen von **Johannes Spring**, M. O. N. T., Steinebachs Verlagsbuchhandlung, München, 1913, Mt. 1.—. War oft kommen Wintersport-Vereine in die Lage, zur Ergänzung ihres Festprogrammes auch kleine Lustspiele zu verwenden. Statt der gewöhnlichen leichteren Kost würden wir den vorliegenden ebenso lustigen als geist- und gehaltvollen Zwei-Acter empfehlen. Der Verfasser hat sich auf diesem Gebiete bereits des Bitteren mit großem Glück und Geschick versucht. Auch diesmal entzückt er uns durch den lebendigen Dialog und die natürlichen und klugschönen Verse.

Kurze Vorbemerkung über eine Reise in Bongainville und Buks („Korresp.-Bl. der d. Gesellsch. f. Anthr., Ethnol. u. Urgesch. XLIII, Verlag Vieweg, Braunschweig.) und **Messelindrücke aus Buks und Bongainville** („Mitteilungen der geogr. Gesellsch. in München“, VIII/4) von **Dr. Ernst Fritzi**. — Im Jahre 1911/12 unternahm der verdienstvolle österreichische, jetzt in München ansässige Anthropologe Dr. Ernst Fritzi eine Forschungsreise nach Buks und Bongainville (zwei deutschen Südpole-Inseln). Die vielen und großen persönlichen Opfer, die Dr. Fritzi dieser Unternehmung widmete, haben sich reichlich gelohnt. Dem Forscher gelang es als Ersten, in das Innere dieser unbekanntem Inseln vorzudringen und genaue Körper- und Schädelmessungen an den Eingeborenen vorzunehmen. Das Gesamtbild ist — wie bei der primitiven Rasse immer — das Bild einer Misch- oder besser Integral-Rasse, die eine große Variationsbreite zuläßt. So wie alle Arbeiten Fritzis zeichnen sich auch die vorliegenden Aufsätze durch knappe sachliche aber klare Kürze und exaktes, unbedingt verlässliches Material aus.

Kriegstagebuch Balkankrieg 1913, von **Dr. Burghard Breitner** (Bruno Sturm), Verlag Braumüller, Wien, 1913, Mt. 3.—. Burghard Breitner, als Novellist und Dramatiker unter dem Namen Bruno Sturm einer zahlreichen Schar von Anhängern und Freunden bekannt, schildert in dem ungemein fesselnd geschriebenen Band seine Erlebnisse als Arzt des Roten Kreuzes während des Balkankrieges. Dr. Breitner schildert mit der sachlichen Ruhe des Mediziners, mit dem Stillegefühl des Künstlers und Dichters, aber mehr noch — was uns am besten gefällt — mit dem warmen, leidenschaftlichen Herzen eines vornehmen, mitleidenden Menschen. Gerade als solcher hat er es gewagt, das standalöse Treiben der „freiwilligen“ Krankenschwestern einer vernichtenden Kritik zu unterziehen. Für diesen Mut müssen wir Dr. Breitner besonders danken, wenn wir auch den Mediziner und Künstler in diesem Buche nicht unterschätzen. Wir können das Buch nur dringendst empfehlen.

Das Drama des Auslandes seit 1800, von **Otto Hauser**, R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1913 — Mt. 3.—. Otto Hauser hat sich in kürzester Zeit den Ruf eines Literarchistorikers ersten Ranges und umfassendster Universalität erworben. Sein Wissen ist ebenso bewundernswert wie die große Kunst, mit der er den überreichen Stoff zu gliedern und dem Leser zu vermitteln versteht. Der dicke Band gelesen hat, der ist in der dramatischen Literatur des Auslandes sattelst und hat einen klaren Überblick über dieses so schwer übersehbare Gebiet mit dem denkbar geringsten Zeit- und Kostenaufwand bekommen. Einen ganz außerordentlichen Wert erhält dieses Buch — wie überhaupt alle Hauser'schen Bücher — noch dadurch, daß der Verfasser Typenforscher ist und bei jedem

Dramatiker auch sorgfältig sein Äußeres und seinen Rassenwert fixiert. Der Literaturgeschichte modern subieren will, für den kommen nur die Hauser'schen Literaturgeschichten in Betracht.

A concise old Irish Grammar and Raeder by Julius Pokorny Ph. D. LL. D. Part I: Grammar, M. Niemeyer, Halle, 1914. — Der Band ist ein gelungener Versuch auf kleinstem Raume eine als verlässliches Nachschlagewerk dienende Grammatik der schwersten indogermanischen Sprache, des Alt-Irischen zu geben. Den Wert und die Verwendbarkeit erhöht der Umstand, daß die Grammatik nicht rein deskriptiv, sondern auch vergleichend ist. Der Leser findet zu jedem Wort die urkeltische, beziehungsweise indogermanische Grundform angedeutet. Auch Worte stammverwandter Sprachen werden beigezogen, so daß man wohl alles in allem sagen kann, Pokorny's Old Irish Grammar wird jedem vergleichenden Sprachforscher ein willkommenes und mit der Zeit unentbehrliches Wehrl werden.

Der blonde Gott, I: Des Welt Herrn Haß von Ellegard Ellerbed, Verlag „Dzeana“, Wilhelmshaven, Mt. 1.50. — Ellegard Ellerbed ist ein neuer, glückverfünder Stern am deutschen Dichter-Himmel. Zum erstenmal, daß ein deutscher Dichter bewußt als ein Prophet und Anwalt der blonden heldischen Rasse auftritt, ihr Werk und ihr Leiden schildert. Die Handlung spielt zu Zeiten des Kaisers Tiberius und in Rom. Das gibt dem Dichter Gelegenheit das jugendfrische, ungebrochene Germanentum neben das angefaulte, verworsene Mittelältertum zu stellen. Wir wünschten den Schauspielen Ellerbed's nicht nur Verbreitung durch den Druck, sondern auch einmal Aufführung auf einem der deutschen Freilicht-Theater; Sprache, Handlung und Inhalt würden auf die Zuhörer einen überwältigenden Eindruck machen.

Anschriften arischer, im Deutschen Reich wohnender Ärzte mit Charakteristik und Betätigungsgebiet im öffentlichen Leben werden von einem „Dlara“-Leser erbeten. Gefällige Einwendungen an die „Dlara“, Mödling bei Wien.

Allgemeine Grundsätze der Freimaurerei von Theodor Volkering, Leipzig, 1913, 20 Pf. — Das kleine Büchlein ist eine verlässliche und sehr verwendbare Einführung in das Wesen der sogenannten freien Johannis-Logen-Freimaurerei, die bekanntlich dem jüdischen Einfluß weniger unterworfen sind.

„Das musikalische Schen“ von Dr. Karl Lacker, Verlag Leuschner-Lubensky, Graz, 1913. — Dr. Lacker in Graz ist eine hochoriginelle Erfindung gelungen. Mit Hilfe seiner „Quinten-Uhr“, seines „Tonschiebers“ und seiner „Transponier-Uhr“ hat er experimentell die Richtigkeit und praktische Verwendbarkeit seiner graphischen Musiktheorie erwiesen. Diese graphische Methode ermöglicht nämlich in ebenso genialer als einfacher Weise, das akustische Bild in ein optisches Bild umzuwandeln.

Mazdaznan Wiedergeburt von Dr. C. J. Gauß überseht von D. Ammann, Mazdaznan-Verlag, Leipzig. — Wiedergeboren, Neugeboren werden durch ein naturgemäßes Leben, durch ureinfache, billige Hausmittel, neugeboren zu werden zur körperlichen und geistigen Reinigung, das ist der Inhalt dieses ebenso anregend als leichtverständlichen geschriebenen Buches. Mag der Verfasser der oder der, so oder so sein, sein Buch und seine Ratschläge sind gut.

Der Parzial-Schutz eine Ehrung des Meisters? von Friedrich Weber-Mobine, Theater-Archiv-Verlag, Berlin SW., 1913, Mt. 1.— Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß es für Wagner und die Allgemeinheit besser sei, daß die Schutzfrist zu Ende sei. Denn jetzt könnte die „breite Masse“ sich an dem Kunstwert erfreuen. Leider hat der Parzial-Geschäftsrundel dem Verfasser unrecht gegeben. Jeder schöpferische Schriftsteller muß vielmehr dahin wirken, daß geistiges Eigentum genau denselben Schutz erhalte wie Sach-Eigentum. Weil dies dem deutschen Volk noch nicht klar geworden ist, ist der geistige Arbeiter in Deutschland schlechter entlohnt als ein Holzhacker. Daher: Unbegrenzte Schutzdauer und Vererbbarkeit des geistigen Eigentums. Gemeinfreie Werke gehören dem Staat, der ihre Publikation verpachtet und den Pacht-Erlös für eine Kranken-, Pensions- und Lebens-Versicherung für schaffende Künstler, Gelehrte und Techniker verwenden soll.